

Wer bäckt den Kuchen – und wer isst ihn? Zur Partizipation in der internationalen wissenschaftlichen Kooperation

Gudrun Lettmayer

Sinn und Mehrwert von Partizipation

Bereits in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde Partizipation im Sinne von „*Teilhabe und Teilnahme der Akteursgruppen der Zivilgesellschaft an der Entwicklung*“ als Kernelement der Nachhaltigkeit dieser Entwicklung genannt. Basis dieser These war und ist, dass nur ein kontinuierlicher gesellschaftlicher Aushandlungsprozess zwischen sozialen, wirtschaftlichen, ökologischen Notwendigkeiten zu Lösungen führt, die als nachhaltig gelten können. Nachhaltigkeit verlangt einerseits integrierte Strategien und Planungen und andererseits die Unterstützung der betroffenen Bevölkerung, um lebensfähig zu werden.

Neben dem Streben nach Nachhaltigkeit ist der Ruf nach Partizipation aber auch in vielen Regionen der Welt Ausdruck des Demokratieverständnisses und der „Bürgergesellschaft“, die angesichts des Rückzuges des Staates aus Entscheidungssphären ihre Interessen einfordert. Ziel der Partizipation ist hier das faire Mitgestalten durch die Beteiligten sowie ihr „empowerment“.

In etlichen internationalen Programmen sind diese Ansätze festgehalten (UNDP, OECD, u. a.¹).

In diesen grundsätzlichen Überlegungen geht es also um die Partizipation von betroffenen AkteurInnen an konkreten Vorhaben/Projekten und Entwicklungen mit gesellschaftlicher Relevanz – wie es auch Forschungsvorhaben sind!

Abbildung 1: Wer bäckt den Kuchen? (© Gudrun Lettmayer).



Partizipation soll – zusammengefasst – die Effektivität, die Effizienz und die Qualität dieser Projekte steigern sowie zum „empowerment“ und der „ownership“ der Betroffenen beitragen.

Im Detail werden folgende Vorteile (Mehrwert) durch Partizipation erwartet:

- **Betreffend Effektivitäts-, Effizienz- und Qualitätssteigerung:**
 - Interessenausgleich wird gefördert
 - Die Akzeptanz (von Entscheidungen) wird gesteigert
 - Widerstände werden reduziert
 - Risiken werden reduziert (durch Perspektivenvielfalt)
 - Zu große Erwartungshaltungen werden reduziert
 - Die Entscheidungsfindung wird unterstützt
 - Lösungsoptionen für Probleme werden erweitert
 - Der Informationsfluss wird verbessert.
- **Betreffend Empowerment der Beteiligten:**
 - Identifikation (mit dem Vorhaben) wird gestärkt
 - Vertrauen (in die eigene Kompetenz bzw. in andere) wird gewonnen
 - Akteursgruppen mit weniger „Macht“ werden integriert
 - Wissenszuwachs erfolgt
 - Das Ansehen der involvierten Akteursgruppen wird gestärkt
 - Die Kompetenz für zukünftige Aufgaben wird gestärkt
 - Beziehungen werden aufgebaut.

Wird nun die Bejahung von Partizipation in Vorhaben/Projekten auf die praktische Umsetzungsebene heruntergebrochen, stellen sich drei grundlegende Fragen:

„Wer soll partizipieren?“ „In welchem Ausmaß?“ und „Wie?“

„Wer soll partizipieren?“

Eine Annäherung an die Beantwortung dieser Frage kann durch folgende Überlegungen (als Eckpfeiler einer „stakeholder analysis“) erzielt werden: Was wollen wir erreichen – welche Informationen (know how) benötigen wir dazu, und welche Informationen sind wir bereit zur Verfügung zu stellen? Wer sind, davon abgeleitet, die relevanten AnsprechpartnerInnen? Welche Personen mit unterschiedlichen Perspektiven/Wissen sollen eingebunden werden? Gibt es RepräsentantInnen dieser Personengruppen? Wessen Unterstützung ist weiters notwendig, um das Vorhaben durchführen zu können (Berücksichtigung der Machtstruktur)?

Diese Fragen zeigen bereits, dass wir hier von zumindest zwei großen Gruppen potenziell „Partizipierender“ in Forschungsvorhaben auszugehen haben: jenen innerhalb der Forschungspartnerschaft selbst (internationale KollegInnen, Partnerinstitutionen) und jenen Interessensgruppen, die zu den „Betroffenen“ der Forschung gehören (sog. „Zielgruppen“, Institutionen, zivile Interessensvertretungen, Wirtschaft ...). Eine ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusste Wissenschaft mit Anspruch auf Transparenz ihres Tuns erkennt die Bedeutung der Partizipation von „Betroffenen“ als Öffnung für praxisrelevante Informationen, Fragestellungen, Lösungsansätze und Beurteilungskriterien². Sie nimmt einen „Mehrwert durch Partizipation“ wahr, indem sie Partizipation als Konfrontation der Forschung mit außer-wissenschaftlichem Wissen sieht.

„In welchem Ausmaß“ kann Partizipation in wissenschaftlichen Vorhaben stattfinden?

1. Bei der Identifikation und Formulierung der Fragestellungen:

Partizipation kann und sollte bereits auf Ebene der Formulierung von Forschungs-Policies stattfinden, denn hier werden grundlegende Entscheidungen getroffen, hier entsteht wechselseitiges Vertrauen sowie das Gefühl der Ownership.

Beim Entstehen eines wissenschaftlichen Vorhabens ist dies – auf Projektebene – ebenfalls ein wichtiger Moment der Zusammenarbeit: hier geht es um die „Qualität“ des Vorhabens, um die Originalität der wissenschaftlichen Fragestellung; es geht aber auch um die Kenntnis der relevanten Rahmenbedingungen und Hintergründe seitens potenzieller Fördergeber: Wer hat den Überblick zum Stand des internationalen Knowhow? Wer hat Kontakte zu Fördergebern? etc. Mit anderen Worten: Partizipation in dieser Phase ist eng mit Informationszugang und Informationsfluss verbunden.

2. Beim Design und der Planung konkreter Vorhaben:

Wessen Ideen werden formuliert? Wer formuliert? Wessen Bedürfnisse sollen durch das Forschungsvorhaben gedeckt werden? Wie wird das Bud-

get verteilt? Hier bedeutet Partizipation die Mitgestaltung und Festlegung der Kontrolle von Inhalten, Budget, Aufgaben und Rollen. Hier zählt auch die konkrete Erfahrung mit Einreichungen und die Information über mögliche Finanzierungsschienen.

3. Bei der Projektimplementierung:

erfolgt meist ein Höchstmaß an Partizipation in Form des Einbringens von Arbeit, Geldmitteln, In-kind-Mitteln, Wissen, Kontakten etc. Ein partizipativer Ansatz legt in dieser Phase darüber hinaus Wert auf eine klare Arbeitsverteilung, verbunden mit Verantwortungsaufteilung und Aufteilung der Kontrollfunktion (z. B. entsprechendes Monitoringkonzept).

4. Bei der Projektverwertung:

zeigt sich besonders auch im wissenschaftlichen Bereich das praktizierte Verständnis von Partizipation: Wer verwertet die erzielten Ergebnisse in der klassischen wissenschaftlichen Form von Publikationen (in welchen Journals) und Vorträgen? Wer kann die Forschungszusammenarbeit für seine/ihre wissenschaftliche Karriere nutzen (in Form von Dissertationen oder Habilitationen)? Wer hat die Möglichkeit, Folgeprojekte zu formulieren und zu akquirieren? Eine Schlüsselfrage, die nicht rein legistisch, sondern auch durch Partizipationsethik bestimmt ist, lautet: wer profitiert durch eine wirtschaftliche Verwertbarkeit der Forschungsergebnisse (Schlüssesubstanzen, Prototypen, Verfahrensknowhow ...)? Findet – im negativen Fall – „Extraktion“ von Wissen, Know how-Abfluss und in weiterer Folge wirtschaftlicher Schaden für einen der Forschungspartner oder eines der Partnerländer statt?

Foto 1: Ein Projektleiter versucht gemeinsam mit den Dorfbewohnern (Swat Valley, NWFP, Pakistan) zu erarbeiten, welchen Bedarf an Forschung und weiteren Interventionen es gibt (© Birgit Habermann).



„Wie“ partizipieren?

Prinzipiell reichen die Formen, wie man in einem wissenschaftlichen Projekt partizipieren kann, von z. B. dem Halten eines Bohrstockes bis hin zu einem gemeinsamen Analysen- und Monitoringkonzept mit anderen PartnerInnen und vom Betrachten einer Informationstafel bis hin zur eigenständigen Publikation. Welche Partizipation wann die „richtige“ ist, muss fallspezifisch entschieden werden. In diesem Rahmen soll eine Idee der Bandbreite gegeben werden, die **Partizipation konkret** bedeuten kann:

- *Informationszugang haben und Informationen verbreiten* in allen Phasen des Projektes. Dies ist auch eine Frage der Rahmenbedingungen, z. B. der technischen Infrastruktur.
- *Konsultation* bedeutet die Einholung der Meinung der PartnerInnen/Betroffenen (s. o.) durch Beratungen, Diskussionen, Workshops etc.; wesentlich ist, wie mit den eingeholten Ideen und Meinungen umgegangen wird.
- *Bewertung und Evaluierung des Erreichten* kann z. B. durch Einsetzen des Instrumentes Selbstevaluierung partizipativ gestaltet werden.
- *Entscheidungen treffen*: Wer entscheidet im Projekt worüber? Dies berührt die Kernfragen der Gestaltung der Rolle der Projektleitung und des Teams.
- *Mitarbeiten*: Wie erwähnt, findet die Projektumsetzung meist „partizipativ“ statt, und sollte auch als klare Aufgabenwahrnehmung eingefordert werden.
- *Capacity building*³ bedeutet die Nutzung von Partizipation zur Verankerung des Know-how-Transfers und der Erfahrung mit dem wechselseitigen Lernprozess über das Projekt hinaus. Das kann durch Workshops, durch Schulungen, durch Infrastruktur, durch den Aufbau von Forschungsteams und -themen, durch Management- u. a. begleitende „skills“ stattfinden.

Spezielle Herausforderungen an die Nord-Süd-Forschungskooperation

Fokussieren wir auf die Nord-Süd-Forschungskooperation, die sich stets auch im Spannungsfeld der „Kooperation für Entwicklung“ bewegt, wird der oben diskutierte Betrachtungswinkel um gesellschaftspolitische Fragen wie Interkulturalität vs. Ethnozentrismus, Wissenstransfer vs. Wissenskolonisation, Globales Lernen vs. Knowhow-Dominanz ergänzt.

„Partizipation“ (ihr Sinn, ihre Methoden, ihre Definition, ihr Nutzen) ist seit geraumer Zeit ein selbstverständlicher Eckpfeiler des modernen EZA-Verständnisses⁴, wurde in dieser Form jedoch nicht als Teil der internationalen wissenschaftlichen Kooperation diskutiert.

Partizipation sollte prinzipiell in jeder Art von wissenschaftlichem Kooperationsprojekt stattfinden, also auch in Projekten innerhalb der österreichischen, der innereuropäischen Forschungs-Community; erst recht aber in Forschungskonstellationen, die ein Machtgefälle unter den Teilnehmenden erwarten lassen, wie es die Nord-Süd-Kooperation nach wie vor ist:

- Projektfinanzierungsrichtlinien und -prozederes der meist nördlichen Fördergeber basieren auf Schemata und Logik des Nordens. Zusammen mit dem nötigen institutionellen Hintergrundwissen ergeben sie eine Rahmenbedingung, die Nordpartner tendenziell bevorzugt.
- Gerade in der Projektentwicklungsphase ist der Informationszugang (zu wissenschaftlichen Informationen, zu administrativen/programatischen Informationen) für alle Beteiligten im Sinn einer partizipativen Gestaltung des Vorhabens wichtig, in der Realität jedoch meist nicht ausgewogen verfügbar.
- Die Fähigkeit der PartnerInnen, sich gleichwertig zu beteiligen, ist oft aus vielfältigen Gründen eingeschränkt (Infrastrukturelle Benachteiligung, divergierender Erfahrungs- und Wissensstand fachlich wie organisatorisch, unterschiedlicher Zugang zum Forschungsthema, unterschiedliche Ressourcenausstattung jeder Art, unterschiedlicher Zugang zu Kontaktpersonen, auch zu Donors).
- Eine partizipative Forschungskooperation, besonders interkulturell, benötigt Zeit: diese Art von Partnerschaft ist ein Prozess, der nur bedingt planbar ist, und auf dessen Risiko wie Chancen man sich bewusst einlassen muss.
- Die persönliche Einstellung der wissenschaftlichen ProjektpartnerInnen ist einer der entscheidendsten Faktoren zur Gestaltung einer partizipativen Kooperation. Sie widerspiegelt sich:
 - Im Umgang mit de facto ungleichen Machtverhältnissen im Projekt (z. B. im Finanzcontrolling, im Wissenszugang, in der Forschungsinfrastruktur).
 - Speziell im Nord-Süd-Kontext im Rollenverständnis in der Kooperation: „Besserwisserei bzw. Bringermentalität“ kann einem a priori „Minderwertigkeitsgefühl bzw. Laissez faire“ gegenüberstehen.
 - Im Selbst- und Fremdverständnis der Forschenden: Machen wir Wissen oder tragen wir zu Wissen bei? Wie steht es um die Anerkennung des Wissens des Anderen? Wie wird mit „autochthonem Wissen“ umgegangen (Wertigkeit? Als Informationsquelle „extrahiert“⁵)? Gerade in der naturwissenschaftlich orientierten Forschung besteht die Versuchung der Datengewinnung auch ohne allzuviel Auseinandersetzung mit lokalen Stakeholdern.
 - In kultureller Begegnung vs. kultureller Ignoranz und Unsensibilität (wechselseitig für beide Partner geltend).

Vorschläge zur Gestaltung der Herausforderung „international partizipativ forschen“

1. Partizipation braucht entsprechende Rahmenbedingungen: Partizipative Wissenschaftskooperation kann nicht verordnet, wohl aber gefördert und empfohlen werden. Dazu muss Partizipation – ähnlich gender mainstreaming – als selbstverständlicher Wert und überprüfbarer Forderung bereits in den Rahmenprogrammen der Wissenschaftsförderung aufscheinen („Guidelines for participatory projects“; „social audit“ von Projekten, vgl. OXFAM-Forderung an Weltbank-Projekte).
2. Partizipation braucht Regeln: Partizipation in wissenschaftlichen Kooperationen muss sich in der Projektpraxis klare Regeln des Funktionierens geben. Sie stellen die Transparenz, Fairness und Gleichberechtigung der Forschungspartner sicher (beispielhaft dafür sind die Projektförderungskriterien der KEF). Sie regeln die Teilhabe an den Verpflichtungen der Zusammenarbeit (klare Aufgabenverteilung, klare Verantwortungen), die Teilhabe am Nutzen der Zusammenarbeit (z. B. Publikationen, wirtschaftlicher Verwertung von Forschungsergebnissen) und die Teilhabe am Prozess des (meist interkulturellen, manchmal interdisziplinären) Lernens und damit eines nachhaltigen Knowhow-Aufbaus.
3. Effektive Partizipation basiert auf einer Interessensklärung der Beteiligten von Beginn an, die die Grundlage für Arbeitsprogramm wie Rollenverteilungen darstellen sollte, indem sie die Motive und Zielsetzungen der Zusammenarbeit aller Seiten herausarbeitet und klarlegt, welche Nutzenerwartungen mit der Kooperation verbunden sind.
4. Partizipation braucht eine entsprechende Einstellung der Partner, getragen von wechselseitigem Respekt, Wille zu einer Kooperation „auf Augenhöhe“ und dem Ansatz, dem Anderen und Anderssein mit Interesse zu begegnen.

Anmerkungen

¹ siehe u. a.:

BRUNDTLAND Report, WCED, Our Common Future (1987), Oxford: Oxford University Press, http://www.are.admin.ch/are/en/nachhaltig/international_uno/unterseite02330/.

World Summit Rio de Janeiro Declaration (principles 10, 20 and 22) 1992, <http://www.unep.org/Documents/Default.asp?DocumentID=78&ArticleID=1163>.

Communication from the European Commission: *Towards a reinforced culture of consultation and dialogue, general principles and minimum standards for consultation of interested parties by the Commission* (COM 2002 704 final).

² Kollmann, G. et al. (2003): *Partizipation. Ein Reiseführer für Grenzüberschreitungen in Wissenschaft und Planung*. München, Wien.

³ Capacity building ist die Fähigkeit zur verbesserten Entwicklung, Entscheidungsfindung und Kontrolle von Ressourcen (incl. Wissen).

⁴ Eingeleitet durch P. Freire bzw. die Participatory Action Research in den 1970er Jahren; oft in sehr reduziertem Partizipationsverständnis angewendet (Rapid Rural Appraisal); in den 1980ern und 1990ern durch steigenden NGO Einfluß und Stärkung der Bürgerrolle weltweit aufgewertet, seither als „Einbindung des Volkes in Armutsbekämpfung und policyentwicklung“ ein Fixpunkt der EZA-Ansätze.

⁵ Lettmayer, G. (2000) Learning to respect: Co-operation with resource users, In: Lawrence, A. (ed.): *Forestry, Forest users and research: New ways of learning*. EFRN, Wageningen, (2000).

Bridging agricultural research and development: the continuous need for a paradigm shift

Michael Hauser

The debate about the relevance of agricultural research for rural development and its actual contribution to farmers' complex livelihood transitions has been going on for several decades. Unfortunately, this debate and hence the relationship between researchers and development practitioners (e. g. public extension service providers, development consultants, donors) has not always been free of tension. Moreover, among scientists themselves the role of research in the development arena is questioned. Why is this so?

On the one hand, development practitioners urge agricultural scientists to increase the usability of developed agricultural technologies and knowledge products. What counts for farmers and development practitioners is the direct application of tangible solutions to prevailing agricultural and rural development challenges. For example, agronomic measures that are meant to increase soil fertility are most attractive when they demonstrate quick effects at a reasonable cost. In order to test and further develop appropriate soil fertility measures the more development oriented scientists would work in close cooperation with farmers and extension service providers at field level. Researchers train and backstop farmers (perhaps through extension staff), but they would not implement the test trials themselves. Sometimes this results in a project partnership in which researchers are trapped in 'doing development' with little systematic research involved.

On the other hand, scientific reviewers increasingly scrutinise the scientific quality of research, particularly the work of the 'research for development' community. Scientific progress is measured by the number of scientific papers in peer-reviewed international journals. Since budgets of research groups and departments are allocated according to scientific progress measured in terms of scientific journal papers (among other quan-

Foto 2: Research stations are useful for testing agricultural technologies, but results are often non-reproducible on farmers' fields. On-Station rice experiments in the Philippines (© Michael Hauser).



titative indicators), the pressure to publish is high and the risk to perish too. Unfortunately, not all the work that scientists do in close cooperation with farmers and extension staff (e. g. delivering trainings), in particular the work of those who are trapped in 'doing development', is publishable. At the same time, a lot of published research does not find its way into the development arena and hence to farmer's fields.

At first sight, it appears that agricultural scientists are worn down between the demand for more applied and directly applicable solutions expressed by the development community and their own peers, who act as guardians of scientific quality and rigidity. The first group wants to see development outputs and the second group counts publications. It also seems as if there is a fairly huge and sometimes unbridgeable gap between the scientific community and the development community due to different interests, unequal power relations, institutional obligations and dissimilar understandings of both research and development. This paper argues that the often observed dichotomy of research and development is counterproductive and sometimes wrong. In recent years, a number of promising partnerships between researchers and development practitioners have evolved, which served the interests of development, practice and research. The development of such partnerships, however, requires that all parties undergo an institutional change process (i. e. change the 'rules of the game'), learn new practices and unlearn some of the old. As for the scientific community, such institutional changes are often connected with paradigms and paradigm shifts.

Paradigms in agricultural research

Why is it important to elicit paradigms? The way of thinking about agricultural development is linked to a much broader set of values, norms and beliefs that make up a particular epistemology. The particular values, norms and beliefs, even though invisible for outsiders (and often also for the upholder of the same), have a profound influence on human behaviour and action. Groups and teams too share common values, norms and beliefs. A scientific paradigm, a term used by Kuhn (1962), refers to these values, norms and actions that prevail within a community of practitioners (e. g. agricultural scientists) without being questioned. Paradigms are deeply entrenched propositions and assumptions that master scientific practice.

Kuhn (1962) describes research that is conducted under a prevailing paradigm as 'normal science'. However, a coherent paradigm upon which 'normal science' operates may shift as the number of conflicts with that paradigm increases. The move away from 'normal science' and the associated paradigm results in the transition to what Kuhn (1992) labels 'new science', based on a new paradigm. The application of the concept of paradigms on agricultural research is not without complications. In reality, agricultural research is not guided by one single paradigm but by a patchwork of 'normal science' and 'new science' with a range of associ-

ated paradigms. Nevertheless, for the purpose of this paper the term paradigm and the distinction between ‘normal science’ and ‘new science’ are being used to illustrate two different modes of thinking within the agricultural research community.

Normal agricultural research

In the past 50 years, agricultural sciences have been extremely successful. Research on agricultural intensification has resulted in a rapid rise in global food production. Much of that increase in food production was due to the breeding of more productive, high yielding crops and not due to expansion of agricultural land (Pretty, 1995). However, this rise in food production is also associated with adverse environmental effects (e. g. contamination of soil and water, overuse of natural resources, etc.). Respective agricultural research typically begins at the research station (with access to all the necessary inputs). The conditions that researchers face at research stations, however, are often different from the conditions which smallholder farmers face, which makes it difficult for them to replicate agronomic practices developed on-station.

‘Normal agricultural research’, which has dominated research and development systems for decades, is based on several fundamental assumptions.

- Agricultural sciences produce objective, true and universally applicable knowledge through the generalisation of research findings;
- The role of agricultural science is to develop and evaluate new agricultural technologies and knowledge products (e. g. high yielding crop varieties);
- The role of public extension service providers is to communicate and to ‘transfer’ new agricultural technologies and knowledge products to farmers;
- Agricultural development is a result of the successful adoption of agricultural technologies and knowledge products by farmers;
- Expert knowledge is the main source of agricultural innovation and progress, and farmers’ local knowledge should be appreciated (e. g. in connection with technology test trials);
- Bio-physical science is the only real ‘hard’ science, whereas social science is ‘soft’, if it is science at all (moreover, it is often put on equal footing with socio-economic sciences).

Despite the fact that these fundamental assumptions represent an extreme end of the spectrum, they still prevail in one form or another, and hence guide decisions of individual agricultural researchers and research teams as well as that of policy makers. Much of the entrenched propositions of ‘normal agricultural science’ come to the fore through language patterns and a specific type of vocabulary that ‘normal’ agricultural scientists use. For example, for ‘normal agricultural scientists’ it is common to refer to



Foto 3: Farmers themselves plan, implement and evaluate agricultural technologies, which empowers farmers to innovate. On-farm bean trials in Uganda (© Michael Hauser).

farmers as the ‘beneficiaries’ of agricultural research (suggesting charity and aid) or the recipients (suggesting passiveness) who benefit from ‘technology transfer’ (suggesting linear and one-way information flow).

‘Normal agricultural science’ has a strong disciplinary focus on crop and livestock enterprises, and to a lesser extent on the processing and marketing of agricultural commodities. Moreover, for many years, ‘normal agricultural science’ has suggested that the only way to secure world food supply is to increase agricultural productivity. The scientific focus of ‘normal agricultural sciences’ is on the actual content or the particular subject matter (e. g. soils, crops, pests), and research results that demonstrate the benefits of new agricultural technologies have been widely published. Recommendations for development come in the form of blanket policy prescriptions, often neglecting the social, cultural, economical and ecological heterogeneity of farming and livelihood systems in developing countries. Notwithstanding the already mentioned successes of ‘normal agricultural sciences’ in some parts of the developing world, the low rate of usability of agricultural technologies in the eyes of smallholder farmers resulted in a low uptake or ‘rate of diffusion’ of these technologies, particularly in sub-Saharan Africa.

New agricultural research

Since the late 1980s ‘normal agricultural science’ has continuously been challenged, not necessarily in connection with its success in rising per capital food production, but due to its limited impact in resource-poor, smallholder contexts. Moreover, the adverse environmental consequences (as well as the social and economic side-effects) of agricultural intensification based on ‘normal science’ have led to the search for alternative ways of doing research as well as to a new focus on rather unconventional agricultural development pathways. Interestingly, the rise of participatory research and development approaches is closely associated with the quest for sustainable agriculture-based intensification strategies. In simplified terms, ‘new agricultural research’ typically starts in the fields of farmers and much of the innovation takes place on-farm (rather than on-station).

‘New agricultural research’, which has become of increasing relevance, is based on a distinct set of propositions and hidden assumptions. In some aspects, they are fundamentally different from the assumptions and propositions of ‘normal agricultural sciences’.

- Agricultural sciences produce context specific information that becomes knowledge through its context specific application in the field;
- The role of agricultural sciences is to co-develop agricultural technologies and knowledge products in partnership with its users;
- Agricultural development results from the innovative adaptation of agricultural technologies and knowledge products by farmer groups;
- The agricultural knowledge and information system which is comprised of farmers, research, extension and the private sector is a source of agricultural innovation and progress;
- Social science is as important as bio-physical and economic research, which is why the artificial distinction between ‘hard’ and ‘soft’ sciences is neither applicable nor useful.

Similar to the assumptions and propositions of ‘normal agricultural sciences’, the assumptions and propositions of ‘new agricultural sciences’ are generalisations. Nevertheless, they do guide a particular subset of the scientific community and hence influence the way research is done. The ‘new agricultural research’ community makes use of a new set of development vocabularies that serves at least two purposes: positioning the new paradigm through new expressions and differentiating its way of thinking from the old paradigm. For example, it is more common to refer to farmers as ‘clients’ (suggesting an active demand for services) or ‘development partners’ (suggesting collaboration) who make use of and co-develop agricultural technologies and practices through ‘innovation’ (suggesting localised development).

On-station research has not lost its role and function, but experimental trials under controlled conditions are embedded in a much broader in-

novation and change process. As a consequence, the modus operandi of 'new agricultural research' has a strong on-farm bias where experimental trials are designed, implemented, monitored and evaluated by farmers and farmer communities. Despite their narrow focus on a particular livelihood sub-system (e. g. a specific crop enterprise such as cotton), 'new agricultural science' disciplines are embedded in a broader disciplinary landscape of social, economic and bio-physical sciences. The scientific focus of 'new agricultural research' is more on 'understanding the process' of successful agricultural innovations and livelihood transitions. A consequence of 'new agricultural science' is the applied nature of its research information which tends to be less spectacular, but of high usability. Publications are possible, useful and tend to be process-focused.

Dangers and pitfalls

The co-existence of old and new agricultural research paradigms (as well as the many transitional stages and overlaps along the continuum) is not free of conflict. Given the value-laden nature of the debate about agricultural development and the role of research, academic front lines cut across research as well as across development communities. Moreover, there are at least two main challenges that exist in connection with the two competing paradigms.

First, some representatives of 'normal agricultural research' interpret the need for a new modus operandi of agricultural research in a rather popular (if not populist) way. For example, the enormous hype about participatory research and development approaches (see Chambers, 1983; Chambers et al., 1989; Röling and Wagemakers, 1998) has made it literally impossible for researchers to successfully tap donor funds without referring to the participatory nature of their work. Unfortunately, much of the research that is labelled 'participatory' promotes conventional science products and processes using new labels.

Second, there is a tendency of uncritical application of 'new agricultural research' approaches by members of the scientific community. This sometimes results in the rise of 'new agricultural research' as the new development panacea, which translates into rigid and blanket prescriptions that are of similar nature as those found in 'normal agricultural sciences'. One frequently observable consequence is what may be called 'romantic blindness', often associated with the already mentioned criticisms about scientists 'doing development'. It appears that both challenges limit the actual role and function of research within the agricultural knowledge and information system.

Conclusion

The scientific community dealing with agricultural development (and in particular with ‘research for development’) is urged to find means and ways that enable it to make meaningful contributions to development, while at the same time producing tangible and publishable knowledge products. Agricultural research is able (and obliged) to support farmers in making informed management decisions during rather complex livelihood transitions. Given the limited impact of ‘transfer of technologies’ particularly in sub-Saharan Africa, it is anticipated that much more research emphasis will be placed on the innovation process itself (and less on content specific research addressing single agricultural technologies). The research and development dichotomy can be overcome through complementary partnerships between the scientific community and development practitioners. A range of promising examples of such partnerships does already exist. A paradigm shift from ‘normal’ to an authentic ‘new agricultural research’ is one of the important strategies that help to bridge the often criticized gap between research and development. What is needed, however, is a conducive and enabling institutional environment that favours ‘new agricultural research’ while observing the potential dangers and pitfalls. Elements that make up such a conducive environment comprise the reorientation of university based training programmes, clear ‘research for development’ standards that guide projects, and a continuous dialogue between research and development.

References

- Chambers, R. (1983) *Rural development: putting the last first*. Longmann, Essex.
- Chambers, R., Pacey, A., and Thrupp, L. A. (1989) *Farmer first. Farmer innovation and agricultural research*. Intermediate Technology Publications, London.
- Kuhn, T. (1962) *The Structure of Scientific Revolution*. Chicago University Press, Chicago.
- Pretty, J. (1995) *Regenerating Agriculture. Policies and practise for sustainability and self-reliance*. Earthscan Publications Limited, London.
- Röling, N. G., and Wagemakers, M. A. E. (1998) *Facilitating sustainable agriculture: participatory learning and adaptive management in times of environmental uncertainty*. Cambridge University Press, Cambridge.

Gender und Entwicklung – Empowerment von Frauen in der Entwicklungszusammenarbeit

Petra Kreinecker

Von der Anerkennung geschlechtsspezifischer Betroffenheit ...

Am Morgen des 13. März macht sich Doña Carmela auf den Weg zur Stadtverwaltung von Esmeraldas. Sie hat sich mit einigen andern Frauen des Stadtviertels verabredet. Alba ist die Präsidentin des seit zwei Jahren existierenden Frauennetzwerkes, das von der Organisation FORO de la Mujer – Frauenforum unterstützt wird. Sie ist 25 Jahre alt, Mutter von 4 Kindern und schwarz. In Esmeraldas, einer Küstenstadt im Norden Ecuadors, sind rund 90 % der Bevölkerung Nachkommen von Sklavinnen und Sklaven. Esmeraldas gilt als gewaltvoll und gefährlich. Die Frauen wirken auf den ersten Blick emanzipiert und lebensfroh. Dennoch beherrscht häusliche Gewalt und Unterdrückung ihren Lebensalltag in den „Barrios“, wie die (vor-)städtischen Slums dort auch genannt werden. Nächtliche Schießereien sind normal, und ein Auftrags-Mord ist bereits für 20 Dollar zu bekommen. Nach Einbruch der Dunkelheit traut sich kaum mehr eine Frau alleine aus dem Haus. Doch auch zuhause ist sie vor Gewaltübergriffen nicht sicher. Erst seit kurzer Zeit ist die Situation etwas besser. Seit die Frauen sich zusammen getan haben, um für ihre Rechte zu kämpfen. Seit sie wissen, dass sie das Schicksal, eine geprügelte Frau zu sein, mit vielen Frauen teilen. Und seit sie im FORO – neben

psychologischer Beratung und Rechtsberatung bei intrafamiliärer Gewalt – Möglichkeiten für politische Partizipation kennen gelernt haben.

Neuerdings ist sogar ein abendlicher Spaziergang möglich: die Stadtverwaltung hat dem kontinuierlichen Druck der Frauen nachgegeben und Straßenbeleuchtung im Barrio installiert.¹

Ähnliches wäre 1970 noch nicht möglich gewesen: erst in den frühen 1980ern wurden Frauen als eigene Zielgruppe von Projekten der EZA anerkannt.



Foto 4: Ein FORO-Mitglied blickt optimistisch in die Zukunft (Quelle: Petra Kreinecker).

... über „Frauenförderung“ ...

Als nach dem Ende des 2. Weltkriegs „Entwicklungsland“ als ökonomischer und politischer Begriffe entstand, wurde „Entwicklung“ als „Modernisierungsprozess mit dem Ziel der Industrialisierung nach westlichem Modell“ beschrieben. Durch die Verbreitung von (westlichen) Werten und Technologien sollten die Traditionen und sozialen Strukturen, die für die „Unterentwicklung“ in den Entwicklungsländern verantwortlich gemacht wurden, überwunden werden. All dies sollte zu einer Verbesserung der Lebensverhältnisse in allen gesellschaftlichen Bereichen und für alle Mitglieder der Gesellschaft führen. Geschlecht bildete in diesem Modell keine eigene Kategorie. Wenn auf Frauen explizit Bezug genommen wurde, dann um zu betonen, dass sie von der Modernisierung besonders profitieren würden, da man ja im Begriff war, die unterdrückenden Traditionen zu bekämpfen.

Eindrückliches Beispiel hierfür ist die Bemerkung des britischen Entwicklungsökonom und Nobelpreisträgers von 1979, W.A. Lewis: *„Women benefit from growth even more than men [...] Woman gains freedom from drudgery, is emancipated from seclusion of the household, and gains at last the chance to be a full human being, exercising her mind and her talents in the same way as men.“* (zit. nach Andorfer, 1995, p10).

Widerlegt wurde diese Vorstellung, dass Frauen und Männer gleichermaßen von Entwicklung profitieren würden, durch die Veröffentlichung der Studie *„Woman´s Role in Economic Development“* von der dänischen Wissenschaftlerin Esther Boserup 1970. Sie analysierte darin Erfahrungen und historische Veränderungen aus afrikanischen und asiatischen Ländern, ausgelöst durch die zunehmende Modernisierung in der landwirtschaftlichen Produktion und die unterschiedlichen Auswirkungen auf Frauen und Männer. Sie machte öffentlich, dass, obwohl Frauen die Hauptarbeit in der Landwirtschaft leisten, dieser Beitrag weder in Statistiken Niederschlag erfuhr, noch bei der Planung oder Implementierung von Entwicklungsprojekten berücksichtigt wurde. Gleichzeitig wurden Frauen durch Ökonomisierung und „Modernisierung“ aus ihren traditionellen Arbeitsbereichen verdrängt und damit ihr Zugang zu eigenem Einkommen weiter verringert.

Die Studie wurde damit zum Ausgangspunkt des aufkeimenden Interesses an den Lebens- und Arbeitsverhältnissen von Frauen in armen Ländern und der damit verbundenen Forderung nach Integration von Frauen in den Entwicklungsprozess.

... hin zu „Gender-Mainstreaming“²

Als Konsequenz daraus gründete sich die Frauengruppe WID *„Women in Development“* im Rahmen eines Netzwerkes von Entwicklungsexpertinnen, die im Laufe der 1970er Jahre namensstiftend für eine ganze Denkschule während zweier Dekaden wurde. WID wurde zur verbindlichen Strategie der Vereinten Nationen.